

## **Von Eleganz und Barbarei. Lateinische Grammatik und Stilistik in Renaissance und Barock, hg. von Wolfram Ax (Wolfenbütteler Forschungen Band 95), Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2001**

Der vorliegende Band vereinigt insgesamt elf Beiträge, die (mit einer Ausnahme) im Oktober 1999 bei einem Wolfenbütteler Arbeitsgespräch über „Lateinische Grammatik und Stilistik in Renaissance und Barock“ vorgetragen worden sind. Der verhandelte Gegenstand ist mit den beiden dem Lateinischen entnommenen Signalwörtern „Eleganz“ und „Barbarei“ sehr angemessen gekennzeichnet. Es geht nämlich im wesentlichen um die große Anstrengung der Renaissance, unter dem Eindruck und mit dem Impetus der Wiederentdeckung der Antike die durch die notorische „barbaries“ des Mittelalters verdorbene lateinische Sprache so zu sanieren, daß sie der ebenso unbestrittenen Eleganz der antiken Klassiker wieder näher kam. Der Herausgeber Wolfram Ax spricht in seiner wohlreflektierten systematisierenden Einleitung von den „sprachnormierenden Bemühungen um das richtige und elegante Latein auf der Grundlage der klassischen Latinität“ (S. 8). Das populär gewordene Hauptwerk dieser im Wortsinn epochalen Aktion sind die *Elegantiarum linguae Latinae libri sex* des Lorenzo Valla, dem Ax selber einen maßgebenden Aufsatz gewidmet hat.

Spätestens wenn man (von Franz Josef Worstbrock, S. 59f.) erfährt, daß aus der Inkunabelzeit „nahezu 1700 Drucke“ von insgesamt etwa „130 Lehrschriften zur lateinischen Grammatik oder einem ihrer Teilgebiete“ erhalten sind, oder wenn man bei Kristian Jensen (S. 106f.) liest, daß für die Zeit vor 1500 allein 354 verschiedene Drucke der *Ars minor* des Donat<sup>1</sup> und noch einmal 294 Drucke anonymer (miteinander eng verwandter) Lateingrammatiken nachgewiesen und erhalten sind, wird man sich bewußt: eine zentrale geistige und jedenfalls die dominierende pädagogische Aktivität dieser Epoche ist offenbar die Beschäftigung mit der lateinischen Sprache und der lateinischen Antike gewesen. Damals waren die Intellektuellen, wie Erich Meuthen einmal schreibt,<sup>2</sup> Klassische Philologen.

Das Mittelalter, das von diesen allzu wenig gekannt und als sprachlich barbarisch diskriminiert wurde, behandelt im vorliegenden Band ausdrücklich nur ein Beitrag (Glei), implizit aber ist es natürlich stets gegenwärtig und sitzt sozusagen stumm auf der Anklagebank. Sieben Beiträge sind der lateinischen Renaissancegrammatik ge-

---

<sup>1</sup> WORSTBROCK nennt in seinem Beitrag (S. 59, Anm. 3) sogar 380 Donatdrucke.

<sup>2</sup> ERICH MEUTHEN, Das 15. Jahrhundert (Oldenbourg Grundriß der Geschichte, Band 9), München 1984, S. 101.

widmet, wobei einerseits der von Ax (S. 9) so genannte „Antibarbaruskomplex“, d.h. die zum Teil pedantisch kleinteilige polemische Korrektur der nachantiken Tradition und die Statuierung einer auf der antiken Klassik fundierten Latinität, andererseits systematische normative Grammatiken und damit auch Probleme der Sprachdidaktik erörtert werden. Dazu gehören außerdem die Versuche neuer Epochengliederungen der etwa nach Metallwerten qualifizierten („goldenen“, „silbernen“ etc.) Latinität, die ihrerseits durch solches Ranking ja implizit Vorbilder und Normen statuieren. Drei Beiträge behandeln „philosophisch spekulative“ Prinzipien der lateinischen Grammatik. Als sehr ertragreich und konkret erweist sich schließlich Jensens bereits zitierte Studie über die Druck- und Vertriebsgeschichte der Grammatiken. Was den Zeitrahmen betrifft, so steht im wesentlichen das Latein von drei Jahrhunderten (zwischen ca. 1440 und 1740) mit seinen diversen Formen und Prinzipien zur Debatte.

Da die Aufsätze chronologisch angeordnet sind, empfiehlt es sich, sie hier auch in dieser Reihenfolge vorzustellen.

Reinhold F. Gleis, „Die *Grammatica speculativa* des Thomas von Erfurt (um 1300)“, S. 11-27, führt pädagogisch geschickt in das von vielen Mediävisten gefürchtete (weil unverstandene) System der „*Grammatica speculativa*“, also der „theoretischen“ oder „philosophischen“ Grammatik, ein. Er zeigt mit einleuchtenden Schaubildern, wie für den spekulierenden Grammatiker beim Akt des Erkennens bzw. Bezeichnens eines Gegenstandes nicht nur die *vox* die *res* schlechthin „bezeichnet“ („significat“), sondern wie gleichzeitig die Seinsweisen („*modi essendi*“) dieses Gegenstandes durch vielfältige „Bezeichnungsweisen“ („*modi significandi*“) mit-erfaßt und „mit-bezeichnet“ werden („*consignificantur*“, S. 16). Mithin ist es die Hauptaufgabe der spekulativen Grammatik, die „*modi essendi*“ eines Gegenstandes durch „*modi significandi*“ systematisch freizulegen. Dadurch nämlich, daß sich ein Gegenstand mit Hilfe eines abgestuften Systems von Modi (vgl. S. 20f.: „*modus generalissimus*“, „*modus subalternus generalis*“, „*modus subalternus minus generalis*“ und „*modus specialissimus*“) in seinem Wesen sehr fein ausdifferenzieren läßt, erhält man bequeme Handhaben für seine definatorisch erschöpfende Bezeichnung bzw. philosophische Beschreibung. Gleis führt das vor am naheliegenden Beispiel der Wortart „*nomen*“: allein die „wesensmäßigen Bezeichnungsweisen des Nomens“ („*modi significandi essentialia nominis*“, bei denen also die „*modi accidentales*“, welche die von Donat her bekannten „*accidentia nominis*“ erfassen, noch gar nicht berücksichtigt sind) spalten sich auf der Subebene des „*modus specialissimus*“ in nicht weniger als 33 Nennungen auf: zwei von diesen 33 „*modi specialissimi*“ des „*nomen*“ sind z. B. das „*nomen patronymicon*“ und das „*no-*

men diminutivum“ der traditionellen Grammatik. Es war der Ehrgeiz der Modisten, jedem grammatischen Phänomen über dessen Abstraktion durch „modi“ systematisch beizukommen und so die schlichte Grammatik philosophisch zu begründen und zu adeln. Daß die „Grammatica speculativa“, als deren reifster Vertreter Thomas von Eurfurt gilt, von ihren Prinzipien her ins Leere oder gar Absurde laufen kann, zeigt Gleich zum Abschluß sehr schön (etwa bei den Interjektionen) im Vergleich zum handfesten Donat (S. 24-27).

Wolfram Ax, „Lorenzo Valla (1407-1457), *Elegantiarum linguae Latinae libri sex* (1449)“, S. 29-57, widmet sich dem schon genannten Hauptwerk des „Antibarbaruskomplexes“, Vallas *Elegantiae*, deren erfrischende Vorworte jeder Leser genießt, bevor er im Wust des „korrigierenden und supplementierenden Kommentars“ (S. 33) untergeht. „Der erste Eindruck eines ungeordneten Zettelkastens bleibt jedenfalls geraume Zeit bestehen“, konzediert auch Ax (S. 31), aber er entdeckt doch „gewisse Dispositionsprinzipien“ (S. 32), die er in einer „Skizzierung des Großaufbaus“ erläutert. Demnach gliedert sich das Werk in einen „morphologisch-syntaktischen Teil“ (Bücher 1-3), der „Zweifelsfälle der Morphologie lateinischer Wörter und ihrer Verbindungen“ behandelt, und in einen „lexikalisch-semanticen Teil“ (Bücher 4-6) über „Zweifelsfälle in der Bedeutung lateinischer Einzelwörter und bedeutungsverwandter Wörter“ (S. 32). Ax kann nachweisen, daß sich die ersten drei Bücher an Priscians *Institutiones grammaticae* orientieren, „indem sie primär deren Wortartensystematik folgen und dabei Fälle abweichender Interpretation des linguistischen Befundes vorführen“ (S. 33). Während sich für die Bücher 4 und 5 kein plausibles Prinzip erkennen läßt, ist das 6. Buch „der lexikographischen Tradition vom Typ *de significatione verborum* oder *de differentiis verborum*, wie sie etwa Nonius oder Festus vertreten, verpflichtet“ (S. 33). Durch Quellenvergleiche und feine Einzeluntersuchungen (beispielsweise zu Vallas Unterscheidung zwischen Komparativ und Superlativ, S. 39-41) kommt Ax zu dem Ergebnis, daß sich Valla trotz seiner famosen Polemik gegen mittelalterliche Schulbücher in der Praefatio zum zweiten Buch tatsächlich nicht direkt mit den nachantiken Autoren auseinandersetzt, sondern sich ausschließlich an der spätantiken Grammatik (Donat, Servius und vor allem Priscian) orientiert. „Wenn man Valla also, wie durchweg in der Forschung geschehen, den Primat einer ersten kritischen, ja radikalen oder sogar revolutionären Abkehr von der ma. Grammatik und Latinität zuerkennt, so läßt sich dies nur indirekt aus den methodischen Änderungen erschließen (Observation und Belegung des *usus* durch zahlreiche Exempla statt abstrakter grammatischer Regel, Empfehlung der Norm Cicero und Quintilian, Abkehr vom christlichen Latein.)“ (S. 49). Ax schließt seinen Beitrag mit folgender Überlegung:

„Noch immer konzentriert sich die wissenschaftliche Latinistik überwiegend auf die pagane Latinität des ersten vor- und nachchristlichen Jahrhunderts, eine Periode, die zum großen Teil bis heute als der klassische Höhepunkt der römischen Literatur und Sprache gilt, und der gegenüber spätere Epochen als dekadent empfunden werden. Geblieben ist nämlich vielfach auch die Frontstellung gegen oder zumindest die relative Geringschätzung späterer Perioden der Latinität, z. B. des spätantiken und des mittelalterlichen Lateins, eine Einstellung, die nicht zuletzt auch in der vergleichsweise geringen (und in letzter Zeit immer mehr gefährdeten) universitären Präsentation des Mittellateins deutlich wird. Die ‚humanistische‘ Prägung des Faches Latinistik durch so wirkungsmächtige Autoren wie Lorenzo Valla reicht also durchaus noch bis in die Universitäten unserer Tage“ (S. 54).

Franz Josef Worstbrock, „Niccolò Perottis ‚Rudimenta grammatices‘. Über Konzeption und Methode einer humanistischen Grammatik“, S. 59-78, versehen mit einem auch statistisch auswertbaren Fundus an einschlägigem Wissen, behandelt die Grammatik Perottis, die „als Werk der erneuernden Reform“ (so Worstbrock, S. 62, gegen Keith Percivals Vorwurf der unoriginellen „Traditionalität“) in Italien frühzeitig, später auch im Norden, Alexanders *Doctrinale* mit all seinen Bearbeitern (die sein Leben verlängerten, aber nicht retten konnten), ablöste. Im Gegensatz zu Percival, der nur nach Perottis Quellen fragte, untersucht Worstbrock die „synchronische Position des Werks wie allererst seine Gesamtkonzeption“ (S. 64). Noch ganz traditionell ist das kompilatorische Verfahren im ersten Buch, dem Priscian, die mittelalterliche *Ianua* (12. Jh.?), Donats *Ars minor* und Guarinos *Regulae grammaticae* als Quellen gedient haben. Die neue Konzeption kündigt sich freilich schon an in der Definition der Grammatik, genauer: in deren zweitem Teil: „Est ars recte loquendi recteque scribendi, scriptorum et poetarum lectionibus observata“ (S. 67). Damit ist eine Rückkehr vollzogen zu Begriff und Methode der antiken „ars grammatica“ und gleichzeitig die Abkehr von den mittelalterlichen Grammatiktraditionen, die im schlimmsten Fall, wie etwa in der „Grammatica speculativa“, die Verbindung zu den Autoren völlig verloren hatten. Elemente der „Modi significandi“ stecken freilich noch in der Syntaxlehre des zweiten Teils der *Rudimenta*, in der die Verben nach ihrem jeweiligen syntaktischen Bindungspotential in nicht weniger als 36 „ordines verborum“ (mit insgesamt 630 Lemmata) klassifiziert werden. Die systematisierende Funktion dieser „ordines“ wird von Perotti jedoch kaum in Anspruch genommen, sie dienen vielmehr als implizites Vokabular. So sind auch die Kommentare des Verfassers zu seinen „ordines“ nicht systematisch, sondern elementar philologisch-didaktisch: sie wollen zuallererst Sprachkompetenz vermitteln.

Dazu aber gehört auch die Kenntnis der „*proprietas*“ und der „*differentiae verborum*“, womit die leitende Kategorie des dritten Werkteils ins Spiel kommt: „*elegantia*“. Alleinige Instanz für Idiomatik und Semantik sind letztlich die guten Autoren selbst, und Perotti füllt dementsprechend den zweiten Teil seiner *Rudimenta* für die „*constructio orationis*“ mit gut 180 Belegen aus antiken Klassikern (von Cicero bis zum jüngeren Plinius) auf. Durch den kontrastierenden Vergleich mit dem *Exercitium puerorum grammaticale* (ca. 1485) des Niederländers Wilhelm Zenders, der außer den „*poetae*“ gerne auch die Bibel und die Kirchenväter sowie mittelalterliche Autoren für grammatische Belege heranzieht und somit „ein synkretistisches ‚mittelalterliches‘ Latein dokumentiert“ (S. 73), erweist Worstbrock die konzeptionelle Modernität Perottis. Der dritte Teil seines Werks lehrt in einem (von Percival überbewerteten) äußeren Rahmen der Brieflehre generell die stilistisch reflektierte Erarbeitung des lateinischen Textes, die sich mit den Schwerpunkten „*copia*“, „*proprietas*“ und „*differentia verborum*“ befaßt und auf „*elegantia*“ zielt (S. 75). Da sich solche „*elegantia*“ nicht mehr an den Gegebenheiten einer primären Sprachgemeinschaft messen kann, ist sie nur noch über die auswählende „*imitatio*“ mustergültiger antiker Autoren (Ciceros vor allen anderen) zu erreichen.

Farouk Grewing, „Adriano Castellesi (ca. 1460-1521)“, S. 79-102, untersucht zwei grammatische Werke des zeitweilig als Bischof in England, zuletzt als Kardinal am päpstlichen Hof unter Leo X. tätigen toskanischen Schriftstellers Castellesi, die er bereits 1999 in einer eigenen Studie „Lateinische Grammatik und Stilistik in der Renaissance. Zu Adriano Castellesi, *De sermone Latino et modis Latine loquendi*“ (Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium, 45) der Vergessenheit entrissen hatte. Die erste der beiden Schriften, die seit 1515 zu einem einzigen Werk vereinigt waren, also *De sermone Latino*, beschreibt die Entwicklung des Lateins von den Anfängen bis in die Spätantike hinein, die zweite (*De modis Latine loquendi*) ist als ein alphabetisch angelegtes Handbuch der lateinischen Sprache und des Prosastils konzipiert. Den einzelnen Lemmata sind unterschiedlich viele Belegstellen aus antiken Autoren zugeordnet. Damit ist Castellesi ein „Vorreiter des ‚Antibarbarus‘“, (S. 85), und es ist sehr interessant von ihm zu erfahren, daß die Idee zu diesem Werk auf das frustrierende Erlebnis miserablen gesprochenen Lateins zurückgeht, hatte er doch bei einer Unterhaltung mit Gelehrten in Bologna hören müssen, wie die meisten von ihnen „nicht so sehr Wörter (*verba*) als vielmehr stinkende Ekligkeiten (*foetores*)“ aus den Werken von Apuleius, Sidonius Apollinaris, Martianus Capella und Fulgentius in den Mund nahmen! (S. 85f.) Damit richtet sich der Autor, wie Grewing (S. 87f.) einleuchtend zeigen kann, ausdrücklich gegen den sog. Apuleianismus, der in Bologna drei bedeutende

Vertreter hatte: Ermolao Barbaro, Filippo Beroaldo d. J. und Battista Pio. Bedeutsam für die Folgezeit wurde Castellesis neues System der Periodisierung der lateinischen Sprache, in dem das antike Latein in folgende vier Epochen gegliedert wird: 1. „tempus antiquissimum“ (bis zu Livius Andronicus), 2. „tempus antiquum“ (bis unmittelbar vor Cicero), 3. „tempus perfectum“ (Cicero und Zeitgenossen, dazu die Augusteer), 4. „tempus imperfectum“ (alles Spätere). Grewing diskutiert im folgenden konkurrierende bzw. aus dieser Periodisierung abgeleitete Modelle (die dreistufigen „vor Cicero, Cicero, nach Cicero“ des Juan Luis Vives und des Francesco Florido Sabino) und das von Marco Girolamo Vida analog auf Vergil übertragene Epochensystem der Dichtung sowie die durch Iulius Caesar Scaliger und Erasmus populär gewordene und heute ge- läufigere Einteilung, bei der man sich der vom Weltzeitalterschema entlehnten Metall- Metaphorik („aetas aurea“ bis „aetas ferrea“) bediente.

Es sei hier daran erinnert, daß in der *Ars lectoria* des Franzosen Aimericus (11. Jh.) zunächst die christliche Literatur in folgende vier Rangklassen gegliedert ist: 1. „aurum“ = „autentica“ (d. h. kanonische Bibelbücher), 2. „argentum“ = „hagiographa“ (nichtkanonische Bibelbücher sowie Patristik), 3. „stagnum“ = „communia“ (z. B. Bi- belepik, Beda), 4. „plumbum“ = „apocrifa“ (d. h. Heiligenviten und der dogmatisch fragwürdige Origenes); danach folgen bei Aimericus 23 heidnische Autoren, die alle als „autentici“ gelten, aber nach der Metallskala dreifach abgestuft sind (es fehlt das Blei): neun Autoren (Terenz, Vergil, Horaz, Ovid, Sallust, Lucan, Statius, Juvenal und Persius) gelten als „golden“, „silbern“ sind Plautus, Ennius, Tullius (!), Varro, Boethi- us, Donat, Priscian, Sergius, Plato translatus, und mit dem Zinn („stagnum“) werden schließlich assoziiert: Disticha Catonis, Ilias Latina, Maximian, Avian und Aesop.<sup>3</sup>

Kristian Jensen, „Elementary Latin Grammars Printed in the Fifteenth Century: Pat- terns of Continuity and Change“, S. 103-123, untersucht die „grammatische Land- schaft im späten 15. Jahrhundert“ (S. 104), indem er die erhaltenen Drucke lateinischer Grammatiken geographisch differenzierend auswertet. Dabei ergibt sich z. B., daß Do- nats *Ars minor* in Italien extrem schwach vertreten und weitgehend durch die mittelal- terliche *Ianua* ersetzt ist. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erlangen italieni- sche Humanisten (Mancinellus, Franciscus Niger, Guarinus Veronensis, Aldus Manu- tius, Augustinus Datus und zumal Nicolaus Perottus) mit ihren Grammatiken europa- weite Verbreitung. Deutschland rezipiert sie allerdings mit Zögern: nur Bayern bezieht konsequent grammatische Werke aus Italien. (Zu verbessern: S. 105, Anm. 7: „In pri-

<sup>3</sup> Vgl. dazu Ernst Robert CURTIUS, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern/München 1969, S. 458f.

mam ... recognitam [scil. partem]“; S. 118, Anm. 52: „linguam uernaculam plerisque incertam“ [statt „insertam“].)

Dieter Cherubim, „Von den Aufgaben des Grammatikers. Julius Caesar Scaligers *De causis linguae Latinae* (1540)“, S. 125-146, behandelt durch einen fruchtbaren Rückblick in die Renaissance unter gleichzeitiger Bezugnahme auf moderne Grammatiktheorien die immer noch aktuelle „Doppelaufgabe des Grammatikers, Sprachreflexion und Sprachdeskription miteinander zu verbinden bzw. in ihrem Verhältnis zueinander zu problematisieren“ (S. 127). Es geht um Scaligers 1540 in Lyon gedruckte Streitschrift, in der scharfe Kritik an der grammatischen Tradition und den Grammatikern der Zeit geübt wird. Dabei versucht der Autor, die zahlreichen (nämlich mehr als 500 von ihm gezählten) „errores“ der anderen Grammatiker, die er seinem Hauptteil voranstellt, durch prinzipielle Reflexion zu eliminieren. Während auch Scaliger für die Aufstellung grammatischer Regeln nach dem Vorbild anderer Humanisten den „usus“ und die klassischen Autoritäten als Kriterien heranzieht, ist sein theoretischer Ansatz, das „Begründungssystem“ seiner Grammatik (S. 140), neu und entscheidend von Aristoteles beeinflusst. Das primäre Untersuchungsfeld des Grammatikers ist für ihn die „(Re-)Konstruktion sprachlicher Äußerungen unter den Aspekten Zeichenbildung (figuratio), Bedeutungszuordnung (significatio) und Komposition“ (S. 140). Für den zweiten und dritten Aspekt sieht er dringenden Handlungsbedarf, und hier mobilisiert er das Arsenal der Aristotelischen Philosophie, um jenseits bloßer empirischer Befunde die „ratio ipsa“ des grammatischen Systems zu erfassen und neu zu begründen. Das diesbezügliche Verfahren wird von Cherubim allerdings (unter Hinweis auf die einschlägige Studie von Kristian Jensen, *Rhetorical Philosophy and Philosophical Grammar: Julius Caesar Scaliger's Theory of Language*, München 1990) nicht mehr konkret vorgeführt.

Pierre Swiggers, „Les *Institutiones grammaticae Latinae* de Nicolas Clénard (1538)“, S. 147-168, stellt in seinem informativen Beitrag zunächst Leben und Werk des Niederländers Nicolas Clénard vor, um dann die didaktische Konzeption und die Gestalt seiner *Institutiones* zu untersuchen. Merkwürdig, ja skurril und eigentlich unhumanistisch ist, was wir aus Briefen Clénards über seine didaktischen „Latein-direkt-Experimente“ erfahren. Er unterrichtete einen vierjährigen portugiesischen Knaben im lebenden Latein allein durch Gesten, ohne Zuhilfenahme der Volkssprache. Auf diese Weise, welche den Mutterspracherwerb des Kindes nachahmte, lernte der kleine Schüler innerhalb weniger Monate Latein. Ähnliches gelang ihm mit drei jungen Sklaven aus Afrika. Sie lernten spielend Latein, wenn auch nicht ohne Verstöße gegen Priscian,

und er machte sich den Spaß, diese drei lateinisch abgerichteten „Äthiopier“ seinen Studenten vorzuführen: „‘Heus Dento, inquam, salta‘. Mox unum atque alterum edebat saltum, ridentibus spectatoribus. ‚Tu Nigrine, repe nobis per pavementum‘. Sine mora, quadrupedem agebat, magis etiam in cachinnos solutis quotquot aderant“ (S. 152). Latein lernen war für Clénard konzipiert „comme un exercice social“ (S. 153). Dem entsprechend wurde seine Grammatik ein praktisches Handbuch für die lateinische Sprache, die dem Schüler eine große Menge nützlicher Ausdrücke bereit stellt und ihn befähigt, sich diese auf induktive Weise und durch mündliche Übung als lebende Sprache anzueignen.

Einige Korrekturen zu dem in „Annexe II“ abgedruckten Widmungsbrief der neu aufgelegten *Institutiones* vom Jahre 1546: S. 167, Z. 5 und 6 von unten: richtig „ipse“; „potius“ (statt „potus“); S. 168, Z. 1: „satisfacerem“; Z. 2: „ideo“ (statt „idea“), drittletzte Zeile: „inventum“ (statt „iuventum“).

Gregor Vogt-Spira, „Franciscus Sanctius‘ *Minerva seu de causis linguae Latinae* (1587)“, S. 169-187, hat einiges an modernen Mißverständnissen (u. a. durch Percival und Cleva-Paramonte) dieser wirkungsmächtigen Renaissancegrammatik auszuräumen, und er tut das durchweg überzeugend und mit elegantem Schwung. Sanctius‘ „emphatisch vorgetragener Vernunftbegriff“, welcher der Sprache „eine rationale Struktur“ (S. 171) zumißt, reicht Vogt-Spira zufolge nicht hin, um ihn der modernen Linguistik als ausdrücklichen Ahnherrn zur Verfügung zu stellen. Anschlußstellen für Sprach und Grammatiktheorie gebe es auch sonst, in der Antike bei Plato, dem schon genannten Aristoteles, Varro, Quintilian und Priscian, in der Renaissance beim ebenfalls bereits erwähnten Scaliger sowie bei Thomas Linacre und Petrus Ramus. Letzterer war übrigens, wie Vogt-Spira ausführt, in Methodenfragen zunächst ein wichtiger Gewährsmann für Sanctius, der ihn jedoch in der endgültigen Fassung der *Minerva* vom Jahre 1587 unterdrücken mußte, zweifellos mit Rücksicht auf die Inquisition: Ramus stand auf dem Index. Man sieht, wie gefährlich sogar das unschuldige Geschäft des Grammatikers werden kann.

Stark betont ist in der *Minerva* das Gewicht der Syntax: die Bücher II und III (von den vieren) behandeln die Konstruktion der Nomina bzw. der Verben. (Buch IV enthält die Figurenlehre.) Methodisch durchgehend neu ist, wie gesagt, die Annahme eines Rationalitätsprinzips in der Sprache, was dem Grammatiker die Aufgabe zuweist, sprachliche Phänomene syllogistisch auf rationale Strukturen zu reduzieren. Dazu paßt – ein Greuel für traditionsfromme Philologen – der Ausschluß der „enarratio poetarum“, ja auch der Semantik, aus der Zuständigkeit der Grammatik. Durchaus plausibel ist Vogt-Spiras Erklärung (S. 178) für diese rigide Operation: die Grammatik sollte als

eine Wissenschaft, indem sie sozusagen bei der Philosophie hospitierte, akademisches Prestige gewinnen. Dazu kommt eine prinzipielle Gegnerschaft zu dem textverliebten Valla, den Sanctius buchstäblich vom Katheder vertreiben wollte.

Jürgen Leonhardt, „Die grammatischen Werke des Gerardus Iohannes Vossius“, S. 189-208, bahnt uns einen Weg durch die vielfältigen, ineinander verarbeiteten und einander komplettierenden grammatischen Schriften des niederländischen Großphilologen Vossius. Auch bei ihm verliert die Grammatik etwas von ihrer früheren naiven Universalität: sie ist auf der zweithöchsten Ebene der menschlichen Künste (vgl. das Schaubild S. 195), der „Polymathia“, für einen Teilbereich der „Philologia“ zuständig, und zwar für die „puritas sermonis“. Neben ihrer primären horistisch-technischen Funktion wird ihr auch die „exegeticé“ zugewiesen, die sich nicht auf die „enarratio poetarum“, sondern auf die „Etymologia“ und die isolierten („voces privatae“) oder verbundenen Wörter („voces coniunctae“) bezieht. Anders als bei Scaliger ist die Grammatik keine „scientia“, sondern eine „ars“, die sich mit kontingentem Material (sprich: historischen Texten) abgibt, was sich in der hemmungslosen Anhäufung von Belegmaterial dokumentiert. Deshalb ist hier noch nicht (im Sinne Padleys, vgl. S. 198) der Übergang von der humanistischen Tradition zur einer systematischen Grammatiktheorie des 17. Jahrhunderts vollzogen. Vielmehr hat Vossius lediglich innerhalb des konventionellen Rahmens, auch mit Hilfe der aristotelischen Logik, „Definitionen, typische Eigenschaften der einzelnen Wortformen, die Unterteilung in Untergruppen usw. systematisch neu durchdacht“ (S. 198). Die wesentliche Leistung aber liegt auch bei ihm in der konkreten Aufarbeitung des Sprachmaterials selbst, und sein Ziel ist nicht etwa Sprachbeobachtung, sondern „die Anleitung zum korrekten Gebrauch der Sprache“ (S. 201). Das Werk *De vitiis sermonis*, in dem Vossius deutlicher als in *De arte grammatica* die für ihn geltende Sprachnorm bestimmt, begegnet noch einmal (vgl. dazu oben den Beitrag von Grewing) eine Periodisierung der Geschichte der lateinischen Sprache, diesmal nach den vier Lebensaltern, wobei die Zuordnung der Schriftsteller von Ovid (der noch zum von Cicero beherrschten Stadium des „vigor“ gehört) bis ins 2. Jahrhundert undeutlich bleibt. Danach jedenfalls beginnt die „aetas decrepita“ (sie reicht bis zu den Barbareneinfällen in Italien). Auch wenn er über den Verfall der lateinischen Bildung und zumal über das in Mode gekommene Haschen nach „argutia“-Effekten gebührend klagt, die sprachliche Perfektion steht für Vossius nicht mehr an erster Stelle, sondern, humanistisch schon durchaus fragwürdig, der Erwerb von „sapientia“, der auch aus „halbbarbarischen“ Quellen möglich ist: „Mea proinde sic fert ratio: quisquis solidam sibi comparare doctrinam volet, eum per secula ambulare universa, et ab omnibus sapientibus, quales etiam sunt in illis semibarbaris, discere

oportere. Quid enim nos illa barbaries terreat? Verba satis fuerit si intelligamus: res pulcras animo inscribemus“ (S. 205, zitiert aus *De vitiis sermonis*).

Zu korrigieren sind einige Druckfehler, hauptsächlich in den Zitaten: Anm. 18: „haec“; Anm. 29: „eruerem“ und „tractatam“; Anm. 35: „quomodo“.

Siegmar Döpp, „Olaf Borch über die Epochen der lateinischen Sprache und Literatur (1675)“, S. 209-254, verhandelt und dokumentiert in ausgewählten (und dankenswerterweise schön übersetzten) Texten ein Thema, das bereits mehrfach, bei Grewing und zuletzt bei Leonhardt, zur Debatte stand: die Gliederung und Bewertung der Sprachgeschichte des Lateinischen, die natürlich mit der Frage der Sprachrichtigkeit aufs engste zusammenhängt. Es geht um das Hauptwerk des jütländischen Gelehrten Olaf Borch, das sich in seinem Titel ausdrücklich auf die von Leonhardt behandelte Schrift des Vossius bezieht: *Cogitationes de variis Latinae linguae aetatibus et scripto illustris viri Ger. Joann. Vossii de vitiis sermonis*. Der „Wildbach des allgemeinen Sprachgebrauchs“ (der „consuetudo“) habe das reine Latein der Antike mit sich fortgerissen, schreibt Borch in seiner Dedikation: nun müsse man sich über die gültigen Normen des Lateinischen wieder einig werden. Dazu dient die im ersten Buch der *Cogitationes* gelieferte Abhandlung über die Epochen der antiken lateinischen Sprache und Literatur. Die beiden dann folgenden Bücher enthalten in direkter Auseinandersetzung mit Vossius die Prüfung von Einzelfällen: das zweite Buch diskutiert die von Vossius zu Recht mißbilligten Wörter, das dritte erörtert in alphabetischer Anordnung insgesamt 281 nach Vossius fehlerhafte Wörter, die Borch entweder für richtig erklären oder aber als lang tradierte, mithin zu ertragende Besonderheiten erweisen kann.

Zunächst nimmt Borch Stellung zu den beiden in der humanistischen Literatur diskutierten Modellen für die Epochengliederung (vgl. Döppts Auflistung S. 214), dem „organologischen“ (Lebensalter-Modell) und dem „Dekadenzmodell“ nach der Metallskala. Nach dem „culmen“ der lateinischen Literatur in und um Cicero fänden sich bereits bei Seneca, Quintilian und Tacitus Spuren des unvermeidlichen Alterns, zur „tristis senectus“ gehörten dann Apuleius, Tertullian, die *Historia Augusta*, Sidonius Apollinaris und Martianus Capella; die „funesta mors“ schließlich habe der Barbareneinfall ins Römische Imperium gebracht. Ausführlicher diskutiert Borch das Dekadenzmodell, das er von Schoppe übernimmt, allerdings ohne dessen rigide Urteile; so zählt für ihn Vitruv, dem Schoppe „peregrinitas“ und „plebitas“ vorgeworfen hatte, durchaus zum Club der goldenen Autoren, desgleichen Manilius. Das silberne Zeitalter dauert für Borch vom Tod des Augustus bis zum Tod Trajans, seine „aetas aenea“ schließt Schoppes „ferrea aetas“ weitgehend mit ein: sie dauert bis zu Alarichs Belagerung Roms vom Jahre 410. Dieser Epoche gehören, neben Apuleius und anderen, auch

christliche Autoren an: Minucius Felix, Arnobius und Laktanz sowie der Dichter Claudian. Die Zeit von 410 bis 1340 faßt Borch als eine einzige Periode unter der Bezeichnung „aetas partim ferrea, partim figlina“ (d.h. tönern, nach Daniel 2, 31-33) zusammen: eisern sind immerhin noch die lateinischen Kirchenväter, der letzte der tönernden Autoren ist Walter Burley (gest. 1343). Auf den Seiten 233 bis 243 bietet Döpp eine tabellarische Übersicht über die von Borch (in Auseinandersetzung mit Scaliger, Vossius und Schoppe) diskutierte Epochengliederung und seine wertende Zuordnung der römischen Schriftsteller.

Zugrundeliegt der Katalogisierung der Autoren das Bestreben, die alte Reinheit („puritas“, Borchs antibarbarus-artige Diskussion dieses Worts führt Döpp, S. 226-232, noch exemplarisch vor) der lateinischen Sprache mit Hilfe der approbierten Autoritäten wiederherzustellen. Insofern steht Borch dem Anliegen Lorenzo Vallas durchaus nahe, doch zeigt er ein weit größeres, gerechteres Verständnis für den unvermeidlichen historischen Wandel der lateinischen Sprache.

Zu verbessern: S. 243, 9. Z. von unten: „satius vero sit“ (statt „fit“); S. 248 (und Anm. 147): „Animadversiones in Vossii libros“ (statt „libro“).

Marcus Beck, „Antibarbari Hallenses“, S. 255-277, schließt den Band ab. Er untersucht die beiden philologischen Hauptwerke des Christophorus Cellarius (1638-1707), nach dessen *Latinitatis probatae et exercitae liber memorialis* noch Goethe sein Latein gelernt hat („diesen trommelte und sang ich mir gern vor“, schreibt er in *Dichtung und Wahrheit*, zitiert S. 258f.). Hier aber geht es um den *Liber De Latinitate mediae et infimae aetatis siue Antibarbarus* (1677) und um die *Curae posteriores de barbarismis et idiotismis sermonis Latini* (1680); Cellarius steht damit in unmittelbarer Beziehung zu den beiden zuletzt behandelten Autoren: bei seinem Bemühen, das falsche gesprochene und geschriebene Latein seiner Zeit zu verbessern, orientiert er sich an *De vitiis sermonis* von Vossius, sein bewunderndes Vertrauen in diesen wurde jedoch, wie er bekennt, erschüttert, als er Borchs *Cogitationes* (mit den vielen Richtigstellungen der Urteile des Vossius) lesen mußte.

Cellarius folgt in seiner Arbeit an der lateinischen Sprache den Kriterien der „analogia“ (=„ratio“) und, mehr noch, der „auctoritas“. „consuetudo“ ist bei dem heruntergekommenen Sprachniveau seiner Zeit kein Maßstab mehr. Als „auctoritas“ allerdings können für ihn nur approbierte Autoren fungieren, und damit kommt die Frage nach der vorbildlichen *aetas* wieder ins Spiel, also das Problem der nun schon mehrfach diskutierten evaluierenden Periodisierung der lateinischen Literatur(-geschichte). Hier folgt Cellarius im wesentlichen Borch (seine „aetas ferrea“ dauert allerdings bis zu Karl dem Großen). Silberne, bronzene und eiserne Latinität benennt er auch, je nach

dem Grad der von ihm behaupteten Sprachdekadenz, als „*latinitas inclinans*“, „*latinitas cadens*“ und „*latinitas prolapsa*“ oder „*semibarbara*“. Die bei Cellarius neue „*aetas barbara*“, die ihm viele Neologismen, Vulgarismen und andere Verstöße gegen die „*pura latinitas*“ liefert, beginnt mit dem Tod Karls des Großen und reicht bis in seine eigene Zeit.

In einem umfangreichen Kapitel des *Antibarbarus* mit dem Titel „*De vocibus nullius aut obscurae auctoritatis*“ sammelt Cellarius etwa 300 lateinische Wörter aus dem Schrifttum der ausgehenden Antike, des Mittelalters und der Neuzeit, für die er nach Möglichkeit einen literarischen Beleg, stets aber ein unbedenkliches klassisches Äquivalent angibt. In erweiterter Form übernimmt er diese Partie in seine *Curae posteriores*, wo ein eigenes Kapitel „*De Latinitate Ecclesiastica*“ dazukommt. Für den abgegrenzten Bereich der Religion approbiert Cellarius pragmatischerweise die historisch gewordene theologische Terminologie, doch fühlt er sich als Grammatiker natürlich wie alle seine hier verhandelten Vorgänger allein der Latinitas und deren Dogmen verpflichtet, die in manchen Phasen der Frühen Neuzeit selber quasi-religiösen Charakter angenommen haben.

Den Schluß des Bandes bildet ein Personenregister (S. 289-288), in dem die Primärautoren, aber auch ausgewählte Verfasser von Sekundärliteratur und sogar die Wolfenbütteler Gastgeber (Br. Braun, Fr. Niewöhner und O. Schönberg, alle aus dem Vorwort S. 10) registriert sind. Hier hätte man die wissenschaftlich wichtigen Namen deutlicher informierend und kongruenter nachweisen und insgesamt etwas systematischer operieren können: „*Budé, Guillaume*“ und „*Budaeus, G.*“ sind (mit jeweils einer eigenen Fundstelle: S. 52 bzw. 197) getrennt verzeichnet, desgleichen „*Dati, Agostino*“ (S. 77) und „*Datus, Augustinus*“ (S. 116), und das gilt erst recht für „*Charles-Quint*“ (S. 150) und „*Karl V.*“ (S. 81).

Man darf ein wenig bedauern, daß dem so inhaltsreichen Buch kein Sachregister, etwa mit den wesentlichen grammatischen Begriffen, beigegeben ist. Die gleich in mehreren Beiträgen geleistete Diskussion der verschiedenen Periodisierungen der lateinischen Sprache und Literatur (Stichwort: „*aetates*“) – um nur dieses Beispiel zu nennen – bleibt für den Benutzer ohne ein solches Register nur schwer aufzufinden und gar zu vergleichen, zumal die Verfasser ihrerseits nicht aufeinander verweisen (können) und eine nachträgliche Vernetzung zwischen den einzelnen Beiträgen etwa durch Fußnotenhinweise des Herausgebers wohl zu schwierig gewesen wäre. Eine grobe Erschließung der Sachthemen bietet immerhin die schon referierte Einleitung.

Solche Bemerkungen können jedoch das Lob nicht schmälern, das dieser Sammlung von durchweg höchst kompetenten Aufsätzen zu einem anstrengenden und auch spröden (daher wohl sehr vernachlässigten), aber philologisch zentralen Gegenstand zusteht. Es gibt, wie sich zeigt, zwischen dem Spätmittelalter und dem Späthumanismus mehr und vor allem differenziertere grammatische Positionen, als die bequeme Standardvorstellung vom bedingungslosen Anhänger der klassischen Antike und dem Verächter des Mittelalters zuzulassen scheint.

Prof. Dr. em. Fidel Rädle  
Institut für Lateinische und Romanische Philologie des Mittelalters  
Humboldtallee 19  
37073 Göttingen